

Nr. 225. Bromberg, den 30. September 1930.

Der Hohlofenbauer.

Roman von Gustav Schröer.

(27. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Lehrer Siebert konnte meist nicht lange sprechen. Die Männer hielten beide Hände über ihn, und wenn sie heimgingen, knurrten sie: „Es ist ein Jammer. Gerade wo wir ihn gut brauchen könnten, da muß er ein Sterbling sein.“ —

Immer tiefer sank das Land in Winterruhe und Winterschnee. Es kamen lichte Sonntage, an denen der Schnee glitzerte und leuchtete, und es kamen Nebeltage, an denen die behäbigen Häuser dastanden wie Großmütter, unter deren dicker Pelzhaube hervor ein gutes Gesicht lächelt. Weihnachten schritt langsam über den Berg daher. Es nahte in Filzschuhen, aber sie hörten doch alle seinen Schritt, die Alten und die Jungen.

In gespannter Erwartung zählte der Hohlofenbauer die Tage. Je öfter die Männer untereinander zusammenkamen, desto lauter fragte der Mann in sich hinein: „Wie wird dein Sohn wiederkehren?“

Der heilige Abend war da. Es schneite in großen Flocken. Langsam gingen des Tages Stunden, und Minna Korn beobachtete lächelnd, wie unruhig ihr Mann durch das Haus ging.

Gegen drei fuhr er in das Städchen. Es war viel zu früh, der Zug traf erst um fünf ein, aber es litt den Bauern nicht mehr daheim. So sagte er, er habe noch etliches zu besorgen und fuhr los.

Unterwegs knurrte er ein Dunnerlichting nach dem andern. Daß er die Dummheit im Wirtshaus gemacht, daß er den Sohn in die Stadt gelassen, daß er ihn jetzt selber vom Bahnhof abholte! Dunnerlichting! Er hatte vor lauter innerer Unrast nicht Auge und Ohr für des Winters wundervolle Heimlichkeiten, nicht dafür, daß Weihnachten auf jedem Ackerrain hockte, und selbst jede armselige Meise ein: Stille Nacht, heilige Nacht, — sang.

Es hörte auf zu schneien. Langsam trotteten die Pferde durch den weichen Schnee, die Schellen klingelten, der Schlitten knarrte, und, als ob eine frohe Mutterhand das verhüllte Tuch vom Gabentisch gezogen hätte, lag das Land da in seiner weihnachtlichen Weiße und seiner frommen Ruhe.

Heinrich Korn stellte die Gäule für eine Stunde in den Wirtshausstall, schlenderte durch das Städtchen, fuhr einem ärmlich gekleideten Krauskopf, der sich das Näschen am Schaufenster platt drückte, über die Haare und sagte: „Junge, nun kommt das Christkind.“

„Nee“, antwortete der Kleine, „wir wohnen ganz hinten am Bach in der Ecke drin. Da, hat der Vater gesagt, findet's nicht hin, und — da will ich drauf warten.“

„Das ist verkehrt, Junge. Sehn läßt sich das Christkind nit.“

„Och! Auch nicht da am Markte?“

„Nein. Überhaupt nit.“ Er nahm den Jungen an der Hand. „Aber was das Christkind gebracht hat, kann man sehen.“

„Vater sagt, bis zu uns langt das Zeug nicht. Da wollte ich . . .“

„Ihm unterwegs was abnehmen? Ist nit schlecht gedacht.“

Kling, machte die Ladentür. Wer hätte im Städtchen den Hohlofenbauern nicht kennen sollen? Der Kaufmann kam ihm mit ausgestreckter Hand entgegen, Korn blinzelte ihm zu.

„Wohin gehört der Kleine?“

„Das ist ja Albin Schmidt vom Graben.“

„So.“ Der Bauer langte nach einer Kleinigkeit und gab sie dem Jungen. „Da. Nun lauf heim. Vielleicht langt's bei dem Christkind heute abend doch noch bis zu euch.“

Und der Hohlofenbauer, der oft genug am Weihnachtstage in der Stadt gewesen war, oft genug arme Kinder gesehen und nie den Menschenfreund in sich entdeckt hatte, spielte den Weihnachtsmann. Er griff nicht allzu tief in die Tasche, aber er griff hinein, und als er draußen war, sahen sich der Kaufmann und seine Frau verwundert an. Was war mit dem Hohlofenbauern?

Ja, was war mit ihm? Er stand auf dem Bahnsteig, und hatte Herzklopfen, bis der Zug heran keuchte. Da ward er ruhiger und machte ein zorniges Gesicht.

Rudolf sah ihn schon von weitem. Freundlich ernst ging er auf ihn zu.

„'N Abend, Vater. Du bist selber gekommen?“

„Nit. Ich hatte noch beim Lorenz was zu bezahlen. Es hat gerade so gepaßt.“

„Ihr habt viel Schnee.“

„Es langt.“

Die Pferde standen an dem Bahnhofsgebäude. Rudolf ging darauf zu, stellte seine Handtasche unter den Sitz, streichelte die Tiere, langte nach den Zügeln und stieg ein.

„Komm, Vater.“

Da kletterte der Vater hinter ihm drein. Rudolf zuckte an den Zügeln, die Pferde zogen an. Solange sie durch die Stadt fuhren, ließ Rudolf die Gäule rascher laufen. Den Berg hinan liefen die Tiere von selber langsamer, aber auch auf der Höhe hielt er sie zurück, wenn sie traben wollten.

„Da hätte ich ja die alten Kühe vorspannen können“, sagte der Bauer knurrend.

„Wäre mir auch recht gewesen, Vater.“

„Hm. Scheinst an der Stadt nit viel Schönes zu finden.“

„Viel zu viel. Soviel, daß man gar nit alles mitnehmen kann, aber . . . Da hat ja der Günther den alten Birnbaum weggemacht!“

„Die Holzbirnen waren nix wert.“

„Aber der Baum! Nach dem haben wir uns schon als Kinder gerichtet, wenn wir in die Pfarrstunde gingen. — Sackerlot, der Handmann hat ordentlich Mist aufgepflastert. — Wie sind denn die Karpfen in dem Jahr gewachsen?“

Hundert kurze, knappe Fragen, nicht ein Hauch von Zärtlichkeit und nicht ein Wort von der Stadt.

Heinrich Korn aber ließ die Augen auf Rudolfs Gesicht ruhn. Er war anders. Das Träumerische mindestens war weg. Nun kam es nur darauf an, ob die Veränderung ein Fortschritt war.

Die Mutter nahm den Sohn in die Arme. „Daß du wieder da bist!"

„Ja, Mutter, auf zwei Tage." Rudolf führte sie an der Hand in die Stube. Der Jagdhund kam ihm entgegengesprungen, er streichelte ihn. Im Vorbeigehn reichte er dem Knechte und den Mägden die Hand mit einem munteren Worte, zog in der Stube die Jacke aus, fuhr in die Filzschuhe und setzte sich hinter den Tisch.

„Gesund seid ihr, ich bin's auch. Das ist die Hauptsache. Grete Frieders läßt euch schön grüßen."

„Rudolf", die Mutter wies auf seine Hand, auf der eine Wunde am Verheilen war, „was hast du denn da gemacht?"

„Ach, das ist nit viel. Faules Fleisch, das übrig war."

„Hast nit viel Fleisch auf dem Leibe."

Der Sohn lachte. Es war ein starkes, frisches Lachen.

„Für mich langt's." Er dehnte die Arme, stand mit kurzem Rucke auf. „Vater, ich will einmal auf den Getreideboden gehn. Brauchst keine Angst zu haben, ich nehme die Stallaterne."

„Ich gehe mit."

„Laß mich allein gehn. Ich — habe doch alles gesät."

Er stieg die Treppe hinauf, ging von Haufen zu Haufen, nahm von jedem eine Handvoll und prüfte die Körner. Schon hatte er sich gewandt, zurückzukehren. Da nahm ihm einer die Laterne aus der Hand. Es war einer, den niemand sah, auch der alte Hohlöfner nicht, der beobachtend auf der Bodentreppe stand. Ruckweise ging Rudolf Korn in die Knie, beugte sich langsam vorn über und legte sich still mitten in den Weizen hinein, lag einen Augenblick, ward rot im Gesicht, schämte sich vor sich selber, stand auf, nahm die Wurfschaufel und ebnete den Haufen wieder. Als er herabstieg, schnappte hinter dem alten Hohlofenbauer leise die Kammertür ins Schloß, und als sich Vater und Sohn hernach beim Abendbrot gegenübersaßen, waren des Bauern Augen so hell wie Christbaumkerzen, seine Stimme war so voll wie eine Glocke und sein Atem so frei wie Frühlingswind. Der Herrenmantel war ihm von den Schultern geglitten, der Vater zum Freunde des Sohnes geworden.

„Nun erzähle was von der Stadt, Rudolf", drängte er. „Man ist doch neugierig."

„Was soll ich erzählen, Vater? Ich weiß nit, wo ich anfangen und wie ich's sagen soll."

„Dann scheint nit viel herauszuspringen", wußte der Vater.

„Oder soviel, daß man's eben nit sagen kann."

Der Hohlofenbauer berichtete nun seinerseits von den Abenden mit dem jungen Lehrer. Rudolf hörte bedächtig zu. Er warf aber kaum ein Wort ein. Da kam der Bauer allmählich ins Stocken. Rudolf sah ihn an. „Das ist gut und schön, Vater, daß ihr euch das anhört, und wenn ich wieder daheim bin, werde ich auch manches erzählen können, aber . . ." er schüttelte den Kopf, „nein, es ist nit zu sagen." Seine Augen gingen in die Ferne. „Gestern Abend hat's auch bei uns geschneit. Ich mag das gern und bin allein aus der Stadt hinausgegangen. Da habe ich halt eine halbe Stunde gestanden, und dann bin ich wieder heimgegangen."

„Und?" Der Vater neigte sich ihm entgegen.

„Ich habe gedacht: Jetzt stehe ich gerade da, wo Richard Frieders erschlagen ward. Da arbeitet jetzt ein anderer. Und vielleicht fällt gerade wieder ein Stein. Und fällt er nit heute, so fällt er ein andermal. Und fällt er nit da, so fällt er wo anders, heute oder morgen oder übers Jahr. Deswegen aber arbeiten in der Grube doch zwölfhundert Menschen. Bei uns arbeiten sechshundert. Alles arbeitet, arbeitet und wenn der Mensch nit arbeitet, hat ihn etwas anderes beim Wickel. Er kommt nit mehr zu sich selber. Und weil er nit bei sich selber ist, weiß er nix mit sich anzufangen. So will er gar nit mehr bei sich sein, hört sich nit mehr und sieht sich nit mehr. — Aber manchmal wacht er auf, und da ist das Elend da, und er will heraus. Es ist nit wahr, daß sie den Hals nit voll kriegen können. Die ihn nit voll kriegen, werden überhaupt nit satt, und wenn ihnen heute einer die Hände voll Geld stopft, sind sie morgen leer. Mit denen ist nix mehr anzufangen. Die andern aber woller nit Geld, sie wollen sich selber und können doch nit zu sich finden. Es ist zu viel Lärm in der Stadt, der nit nötig wäre. Aber der Lärm muß sein, daß man das Schreien nit hört."

„Jesus, Rudolf", rief die Mutter erschrocken.

Der Sohn lächelte sie freundlich an. „Ist nit so gefährlich, wie es aussieht, Mutter. Den meisten ist es recht so. Und es fehlt ihnen nix, und sie möchten es nit anders haben. Aber i ch seh halt immer unsere Felder und Wiesen vor mir und denke: Was würde der Mensch, der jetzt auf Gott und die Welt schimpft, sagen, wenn er statt der Kammer im Hinterhaus nur ein Häusel wie das Berteles Häusel hätte? — Und hätte er das nit, wenn er wenigstens eine Stube hätte, in der er daheim wäre. Es sind zu viele, die nit mehr daheim sind. Vater, es kommt alles darauf an, ob einer noch was will, und ob er weiß, wo er aufhören muß mit dem Wollen. Nit anfangen, nein, aufhören. — Als ich allein auf dem Felde stand, da habe ich die Stadt lauter gehört als auf der Hauptstraße. Ich will nit sagen, daß ich Erbarmen mit ihr gehabt hätte. Sie braucht kein Erbarmen. Achtung habe ich vor ihr gehabt und habe denken müssen: Laßt die heraus, die heraus wollen, und denen, die hinein wollen, denen zeigt zuerst die Hinterhäuser und die Krankensäle, die Grube und die Eisengießerei. Wenn sie das vertragen können, dann können sie auch die Schaufenster vertragen." Rudolf Korn holte tief Atem. „Das habe ich alles gar nit sagen wollen, ist auch noch lange nit das richtige, aber ihr wolltet halt mein Gesicht sehen. Da habt ihr es."

Er schwieg, sah vor sich hin, und der Vater vermochte die Augen nicht zu lösen von der hagern Hand mit der verheilenden Wunde.

Als er die Augen hob und sie in die des Sohnes senkte, lachte der ihn an. „Vater, so eine Ernte weiß ich nit, so alt wie ich bin. Es ist ein Staat." Wieder reckte er die Arme. „Wenn ich erst wieder hinter dem Pfluge gehe!" Und tief ernst: „Vater, und wenn ich hundertmal mit euch und dem Lehrer zusammengesessen und hundert Bücher gelesen hätte, es wäre nix, gar nix gegen vier Wochen vor dem Schmelzofen. Jesus, wie ich jetzt auf die Erde horchen werde!" Er langte über den Tisch und nahm des Vaters Hand. „Vater, du hättest gar nix Gescheiteres machen können als . . ."

„Die Dummheit", setzte der Hohlöfner rasch hinzu. Es schwang in der Tiefe ein ganz feiner, wehmütiger Ton, aber wie voller Orgelklang brach ihm die Freude aus den Augen, als Bauernhand die Bauernhand drückte.

Rudolf stand auf. „Ich will zum Mariele."

Die Mutter stellte sich ihm in den Weg. „Nix wird. Du bleibst daheim. Das Mariele kommt und bringt die Mutter mit. Du mußt nit denken, daß der Vater Verstecken gespielt hätte. Was, Vater? Rudolf weiß ja gar nit, daß du schon lange wieder zupfst."

„So", sagte Rudolf lachend, „dann ist's ja in Ordnung."

Der Vater aber war ein wenig verlegen. „Noch nit ganz, Rudolf, aber das ist wahr, Verstecken spiele ich nit, und mit dem anderen werden wir auch fertig werden."

Kurz hernach saßen sie auf dem Hohlofenhofe unter dem brennenden Baum. Mutter Berteles und das Mariele waren da, die Hohlöfnerin hatte auch den jungen Lehrer gebeten, und Rudolf begegnete ihm mit schöner Herzlichkeit.

Schweigend aber lehnte der Hohlofenbauer in der Sofaecke, bis wohin das Kerzenlicht nicht reichte. Er beobachtete seinen Sohn und das Mariele, und die erfühlte Verantwortung macht ihn still; er beobachtete den blassen, hageren jungen Lehrer, und die Wehmut feuchtete ihm die Augen. Keinem schien es aufzufallen, daß der allzeit muntere Mann schweigend in der Ecke saß.

Da trat Rudolf heran und setzte sich neben ihn. Die Gespräche unter dem Baume waren in ein Lied hinübergemündet, da sagte der Sohn, nur dem Vater vernehmlich: „Vater, bleib ja der alte Hohlöfner! Es wäre ein Jammer, wenn du anders würdest!"

Das war, einem raschen Herzensgebot folgend, gesagt, aber es war doch unerhört. Rudolf hätte es früher nie über die Lippen gebracht, der Vater es nicht vertragen.

Es rumorte in dem Bauern, aber es war nicht ein Fünklein Zorn dabei, Verlegenheit, Fremdheit und doch eine befreiende Freude.

Das Lied unter dem Baume war zu Ende, da kam es aus der Sofaecke her: „Ihr singt doch heute abend auf dem Turme mit?“

„Freilich“, entgegnete Rudolf und sah nach der Uhr. „Wo kommen sie denn heute abend zusammen, Mariele?“

„Bei Widuwilds Albert.“

„Dann gehen wir in einer Stunde hin.“

Korns Mutter brachte derweile Punsch und Kuchen, die Lichter am Baume wurden gelöscht, und nur der Hohlöfner sah, mit welch tiefer innerer Bewegung Lehrer Siebert eine Flamme langsam zwischen den Fingern zerdrückte.

Es war kurz vor zwölf, da gingen Rudolf und das Mariele zu Widuwilds, um nachher mit den übrigen Burschen und Mädeln auf den Turm zu steigen und von da herab die alten Weihnachtslieder zu singen.

„Heinrich Korn saß neben dem jungen Lehrer und fragte ihn: „Was meinen Sie, hat er etwas gelernt?“

„Ja“, antwortete der hell, „ich habe zwar noch kein Wort über die Stadt mit ihm gesprochen, aber ich sehe, daß er ein Bauer geblieben ist. Der wird nicht mit ungeschickten Händen zwischen das fahren wollen, was hier in Jahrhunderten natürlich geworden ist.“

Dazu nickte der Hohlöfner.

Die kleine Glocke hub an zu läuten. Der Bauer stand auf. „Mutter, das muß ich draußen hören.“

„Aber zieh dir wenigstens eine Jacke über, Vater. Es ist kalt.“

Korn lachte über das ganze Gesicht. „Wo denn, Mutter? Da drin ist's nit bloß warm, da ist's heiß.“

Dabei schlug er auf seine Brust.

Mitten auf der Dorfstraße stand der Hohlöfner. Da trippelte eines heran und stellte sich neben ihn. Es war die alte, unverheiratet gebliebene Leonore Seidel, einst die kunstfertige Dorfschneiderin, heute die gern gesehene Flickfrau. Sie reichte dem Hohlöfner nicht einmal bis an die Schultern. Allezeit zierlich und feingliedrig, war sie, nun sie im fünfundsiebzigsten Lebensjahre stand, vollends zu einem schmalen Schatten geworden.

Ihre zitternde, kleine Hand wie ein Kind in die breite, gesunde des Hohlöfners drängend, sagte sie mit feiner, schwingender Stimme: „Und ich kann nit mit auf den Turm! Es geht nit mehr.“

(Fortsetzung folgt).

Das Opfer des Genialen.

Skizze von **Georg Wagener.**

Karl Hillentrop war schon ein paar Jahre verheiratet, als er trotzdem noch sein Genie entdeckte. Es hatte nur des Besuches einer alten Burg bedurft, um das Talent, das in ihm unter der leichten Schlackenschicht des Alltags schlummerte, zu wecken. Das Raubritternest mit halbzerfallenen wackeligen Türmen und eingestürzten Wehrgängen begeisterte ihn plötzlich, so daß er den Bleistift ergriff und eine Skizze auf ein Blatt Papier warf. Das vollendete Werk erstaunte ihn selbst. Er hatte wohl gewußt, daß er zeichnen konnte, doch so leicht war ihm das Führen des Stiftes nie gefallen, so willig fügten sich bisher noch nie die Striche zum harmonischen Ganzen.

Er zeigte das kleine Werk seiner Frau, und seine Miene verriet gespannte Erwartung auf Zustimmung. Klara Hillentrop fiel es nicht schwer, begeistert zu sein. Ihr Mann war ja ihr Abgott. So schlug sie die Hände bewundernd zusammen: „Wie schön! Du hast Talent! Du müßtest die Burg auch malen!“

Ein Talent will ermuntert werden, soll es die Mitwelt mit Taten und Werken beschenken. Klaras Bewunderung war Ermunterung genug für Karl Hillentrop, und so entstand das erste Bild des Autodidakten, die „Raubritterburg im Abendrot“, die im Hillentropschen Bekanntenkreise derartige Begeisterung entfachte, daß ein Kunsthändler, der mit Vorliebe Talente entdeckte, darauf aufmerksam wurde und sie kaufte.

Karl Hillentrop widerstrebte etwas die überlaute Reklame, mit der sein Mäzen das Erstlingswerk bekannt zu machen suchte, doch der Erfolg verwöhnte ihn rasch. Das Bild erreichte einen schwindelnd hohen Preis. Es wurde als der Ausdruck einer neuen Erkenntnis, als Offenbarung der wirklichen Abendstimmung gepriesen, die nicht mehr in rötlichen Tönen und Reflexen schwelgte, sondern dem Auge den wahren Zauber des Sonnenuntergangs verkündete, mit seinen grünen und blauen und violetten Farbwirkungen, die den Künstlern bisher entgangen waren. Man stellte Karl Hillentrop auf eine Stufe mit dem Entdecker des blauen Schnees. Sein Kunsthändler und andere nannten ihn genial.

Unter diesen Umständen war es kein großes Wagnis, wenn Karl Hillentrop seinem bisherigen prosaischen Beruf als Häusermakler entsagte und sich ganz seiner Kunst widmete. Dieser Schritt war um so weniger leichtfertig als ein etwaiger Fehlschlag — „Jeder wahre Künstler“, sagte Karl Hillentrop, „hat einmal unter der Ungunst des Schicksals und des Publikums zu leiden“ — seine durch ein ansehnliches Vermögen gesicherte Existenz nicht in Frage stellen konnte. Klara stimmte dem Entschluß jubelnd zu, denn die Aussicht, die Lebensgefährtin eines gefeierten Künstlers zu sein, war lockender als die gesellschaftliche Stellung der Frau Makler Hillentrop. So malte das neue Genie weiter zauberhafte grünblauviolette Abendstimmungen, für die ihm sein Kunsthändler das Geld auf den Tisch legte.

Dann kam auch der große Tag, an dem Klara am Arme des Gatten das erste ihm zu Ehren veranstaltete Fest besuchte. Es war für sie ein Triumph, sehen zu dürfen, wie sich alles um ihren Gatten scharte. „Meister“, sagten die älteren Damen, die sich selbst nicht mehr für jugendlich hielten. „Meister!“ schwärmten natürlich die jungen Mädchen jeglichen Alters. Und das machte Klara Hillentrop plötzlich stutzig. „Meister“ hörte sich ganz gut an, wenn die Sprecherin aller Reize entbehrte, doch es klang verfänglich, kam das Wort aus blühendem Munde und wurde es von einem schwärmerischen Blick aus dunklen Augen begleitet, die sicher gern einmal gewußt hätten, ob der große Künstler in ihnen nicht auch andere Farben als das anscheinende Braun entdecken und in ihnen eine Offenbarung finden könnte.

Mit derartigen Studien vermochte sich Klara Hillentrop nicht zu befreunden. Das um so weniger, als eine alte Dame, die ihren Gedankengang wohl zum Teil erriet, sie ins Gespräch zog: „Haben Sie schon gehört, daß N. — sie nannte den Namen eines berühmten Bildhauers — zum sechsten Male heiratet? Die Frauen fliegen ihm zu wie die Motten zum Licht, und er bringt sie seiner Kunst zum Opfer dar, widmet ihr das Schönste, was er an Geist und Körper des Weibes findet, und wirft die Frauen dann weg, weil sie ihm nach einiger Zeit kein Rätsel mehr sind. Das klingt hart, doch es ist das Vorrecht, das wir den Genialen einräumen sollen.“

Einräumen sollen? Die Worte der alten Dame ließen Klara Hillentrop an diesem Abend nicht mehr froh werden. Würde auch sie der Kunst zum Opfer gebracht werden? Der Gedanke quälte sie derart, daß Karl, trotz des Glückes über seinen gesellschaftlichen Erfolg, sah, wie ein Kummer sie bedrückte. „Was fehlt dir?“ fragte er sie voller Zärtlichkeit und nahm sie in die Arme. Da brach der Schmerz mit rücksichtslosem Impulse aus: „Ach, werde doch kein berühmter Künstler, denn dann müßte ich dich an andere Frauen verlieren, an eine von denen, die dich gestern umschwärmten!“

Die Worte trafen ihn so unvorbereitet, daß er nichts zu entgegnen wußte, um so mehr, als er sich einiger Augenstudien wegen wirklich ein wenig schuldig fühlte. So löste er seinen Arm von ihrer Schulter und ging schweigend aus dem Zimmer. Klara hielt es für den vollzogenen Bruch.

Doch Karl Hillentrop saß in seinem Atelier und kämpfte einen schweren Kampf zwischen Frau und Kunst. Er wußte ja selbst, daß Klara nicht unrecht hatte. Das Genie durfte nicht mit gewöhnlichen Maßen gemessen werden, und andere Frauen, andere Gesichter, andere Seelen, andere Körper mußten dem Künstler neue Eindrücke vermitteln. Ja, wenn er sich voll und ganz seiner Kunst widmen wollte, dann würde er der guten, aber ein wenig hausbackenen Gefährtin seines bisherigen Lebens entsagen müssen. Der Gedanke schmerzte ihn tief, denn er liebte Klara mit dem Rest phili-

kröser Gründlichkeit, den das plötzlich aufwallende Künstlertum noch nicht in ihm erstickt hatte.

Lange rang er mit sich, und dann vertraute er Klara seinen Entschluß an: „Du sollst mich behalten. Ich will nicht nach dem Lorbeer des großen Künstlers greifen, und die Welt soll nichts mehr von mir hören. Zu dem nüchternen Beruf von einst kann ich freilich nicht zurückkehren, doch alles, was ich schaffe, wird im Hause bleiben." — Dann versuchte er zu lächeln, aber seine Lippen verzogen sich nur etwas schmerzlich: „Vielleicht wird mein Name noch berühmt, wenn du nach meinem Tode meine Werke verkaufst!" — Da küßte ihn Klara voll dankbarer Inbrunst, und das Bewußtsein, Märtyrer zu sein, half ihm auch ein wenig über den Schmerz hinweg.

Als Märtyrer fühlte er sich sein ganzes Leben lang, und mit stiller Wehmut besah er die Bilder, die im Laufe der Zeiten alle Wände seines Hauses füllten. So starb er auch nach Jahren mit dem Siegerlächeln des Märtyrers, der sich selbst überwand. —

Ein halbes Jahr später fühlte Klara Hillentrop das Bedürfnis, dem Namen des Gatten noch nachträglich die gebührende und nun ungefährliche Berühmtheit zu verschaffen. So zeigte sie die Bilder einem Sachverständigen. „Ich mache mir ewig den Vorwurf", sagte sie hierbei, „daß ich das Genie meines lieben Mannes aus selbstischen Gründen nicht zur vollen Entwickelung kommen ließ, daß ich ihn bei Lebzeiten um Ruhm und Ehre brachte. Er wäre so gern ein gefeierter Künstler gewesen und hat doch um meinetwillen darauf verzichtet."

Dem Sachverständigen stand indessen der Mund ein wenig erstaunt offen. Nun drückte er den Klemmer auf die Nase, besah sich ein paar Bilder genau, ließ das Augenglas fallen und sagte: „Im Gegenteil. Sie haben in Ihrem Egoismus ein gutes Werk getan, Frau Hillentrop. Sie bewahrten Ihren Gatten vor grenzenloser Enttäuschung." Er bedauerte, für Karl Hillentrops Bilder keine Verwendung zu haben. Nur die Höflichkeit hinderte ihn daran, sie als „Schinken" zu bezeichnen.

Aphorismen.

Von Palle Pallur.

Wir besitzen, was wir nicht ersehnen; was wir ersehnen, besitzt uns.

*

Zu schönen Frauen spricht man über Liebe, zu häßlichen vom Leben. Und die schönen sprechen immer vom Leben und die häßlichen immer über Liebe.

*

Wenn die Frau geliebt wird, ist sie alles, was der Mann nicht ist: Seele! Wenn sie verschmäht wird, alles was der Mann ist: Mensch!

*

Alle Liebe ist nichts als Flucht vor sich selbst, um den geliebten Flüchtling in sich aufzunehmen.



* **Die „Schande von Paris".** Ein soeben in Frankreich auf Grund bisher unbekannten Archivmaterials herausgegebenes Buch Henri Lyonnets behandelt in spannender Form die Lebensgeschichte der einst berühmten Tänzerin Camargo, die am Hofe Ludwigs XIII. und Ludwigs XIV. lange Jahre hindurch glänzte. In Palais Royal wurden italienische Opern und Balletts unter dem Protektorat des allmächtigen Kardinals Richelieu aufgeführt. Eine der beliebtesten Tänzerinnen war Camargo; sie war weniger hübsch, als geistreich und temperamentvoll. Die Polizeiberichte von Paris bezeichnen die Tänzerin als die „Schande der Hauptstadt Frankreichs." Die Tänzerin führte ein ausschweifendes Leben, und die Feste, die sie bei sich gab, gaben den klatschsüchtigen Parisern genügend Stoff. Die Zahl ihrer Freunde war Legion. Trotzdem wurde Camargo sogar am Hofe empfangen und rühmte sich, mit der Königin auf gutem Fuße zu stehen. Einmal verliebte sich die umschwärmte Tänzerin in den jungen Leutnant Graf Marteille, einen Freund des Grafen Melun, der gleichfalls großes Interesse für die Tänzerin zeigte. Camargo übersiedelte in das bescheidene Heim des Leutnants und führte das Leben einer kleinen Bürgerfrau, bis eines Tages der Leutnant ins Feld zog und nicht wieder zurückkehrte. Richelieu gab für Camargo Riesensummen aus. Die Tänzerin brachte es fertig, alles auszugeben, was sie von ihrem hochgestellten Freund bekam und war manchmal in solcher Not, daß sie ihre Juwelen verkaufen mußte, um zu leben. Als Camargo 40 Jahre alt wurde, verlor sie sowohl die Gunst des Publikums wie auch die Gunst ihrer Freunde. Die Lieblingstänzerin des Publikums lebte noch 20 Jahre, von allen verlassen und vergessen, von einer kleinen Pension, die ihr von der Direktion der königlichen Oper ausgesetzt worden war. Nur die treue Dienerschaft verließ ihre alte Herrin nicht, die ihre ganze Zeit unter Haustieren — Hunden, Katzen und Papageien — verbrachte.

* **Die Republik der Vögel.** Es klingt einigermaßen phantastisch, wenn man erfährt, daß in unserer Zeit der schnellsten Verkehrsverbindungen, einige Meilen von der schwedischen Hauptstadt Stockholm entfernt, eine Inselgruppe liegt, die von einem Menschenfuß nie betreten wird. Es ist ein Gebiet, das man als Republik der Vögel ansprechen kann. Reste von Menschenwohnungen finden sich auf dieser verlassenen Insel — aber es ist lange her, seit der letzte Mensch diese Einöde im Zentrum der Zivilisation verlassen hat. Früher wohnten hier Fischer, die sich jetzt in Städte auf größere Inseln zurückgezogen haben. Sommergäste und Touristen, die auf Yachten und Motorbooten Ausflüge machen, wagen sich nicht an diese Insel, da die Landungsmöglichkeiten sehr gering sind. Die größte Insel dieser Gruppe heißt Gudungskör. Hier herrscht die stolze Möve aller möglichen Arten. Auf malerischen Klippen hat sie ihre Wohnung aufgebaut. Graue Enten, Raubmöven und andere Vögel tummeln sich in Massen am Strande. Seeschwalben schwirren herum. Ein Johlen und Gekreisch der gefiederten Inselbevölkerung hört man auf meilenweite Entfernung. Eine lustige Schar badet am Strande, während weibliche Vögel sich der Sorge um ihren Nachwuchs hingeben. Die blendend weißen Körper der Möven leuchten wie Riesenblumen auf dem grauen Hintergrund der felsigen Klippen. Ein Teil der Vögel verläßt den Staat, um von Menschen Almosen zu erbetteln. Diese Abtrünnigen verfolgen die munteren Dampfer, die den Verkehr zwischen Stockholm und den Küstenhäfen besorgen. Manche ziehen sogar den großen Schiffen nach, um irgend wo in Ägypten oder in Italien an Land zu gehen. Gegen Sommerende wagt sich auch die neue Vogelgeneration auf Ausflüge. Die Jungen jagen Insekten und kleine Fische. Allmählich kommt aber der Herbst mit seinen Stürmen und Nachtfrösten. Die Vogelschar verläßt ihre trauten Stätten und zieht südwärts. Allmählich senkt sich die todesähnliche Stille des Winters über das verlassene Vogelreich, das im nächsten Frühling zu einem neuen Leben erwachen wird.

Lustige Rundschau



* **Schulweisheit.** „Nenne mir ein Wort, das von „Lebensgefahr" abgeleitet ist!" — „Lebensgefährtin!"

* **Eine einmalige Ausgabe.** In eine Wohnung am Kurfürstendamm in Berlin dringen zwei bewaffnete Kerle und verlangen von dem allein anwesenden Wohnungsinhaber, einem Kaufmann, unter Bedrohung mit dem Revolver die Herausgabe von zehntausend Mark in barem Geld. „Um Gottes willen", ruft erschreckt der Kaufmann, „wie können Sie denn eine so enorme Summe verlangen?" — „Nanu! Machen Se man nich so 'ne Zicken", sagte darauf der eine Einbrecher, „bedenken Se doch, et is 'ne einmalije Ausgabe."

* **Arbeit.** „Ihr Kollege schafft am Tage dreimal so viel wie Sie", tobt der Chef. — Meint der langsame Arbeiter: „Das habe ich ihm auch schon ein paarmal gesagt; aber der dämliche Kerl will ja nicht auf mich hören."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.